

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 6 (1902)

**Artikel:** Margret [Fortsetzung]  
**Autor:** Hügli, Emil  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-574469>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## \* Margret. \*

Novelle von Emil Hügli, Chur.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Die geringste komische Gelegenheit gab ihr Anlaß zu fröhlichem Gelächter, der erste Morgenstrahl schon weckte ihren glückseligen Uebermut.

Margrets heitere Stimmung glich einem bis zum Rand gefüllten Becher, eine leise Erschütterung, ein Tropfen Luft genügte, um ihn perlend überfließen zu machen. Und mit jedem neuen Tag schien dies gesättigte Lustgefühl noch zuzunehmen.

Freilich schlich auch oft die Sehnsucht in ihr Herz; sie trat hinaus auf ihren Balkon und schaute weit hinaus nach den Bergen, die von den Waldungen immer grüner und üppiger geschmückt wurden. Dann aber besann sie sich, woher ihr all die süße Sehnsucht kam, und das Bewußtsein der Liebe weckte von neuem den freudigsten Lebensmut. Am schwächsten machte sich dieser geltend, wenn sie von einem Spaziergang mit „ihm“ — wie Frau Siegwart annehmen mußte — zurück und nach Hause kam; sie schien alsdann meist etwas müde und verstimmt zu sein. Allein schon nach kurzer Zeit begann das Trällern und Tirilieren von neuem.

Eines Tages, als Frau Siegwart eben in der Küche mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt war, trat Margret zu ihr und bat sie in seltsam eindringlicher, fast leidenschaftlicher Art: „Du Mutti, von jetzt an muß es anders werden; ich will auch wieder kochen oder doch wenigstens tüchtig mithelfen.“

Frau Siegwart erschrak zuerst über diesen praktischen, auf ein bestimmtes Zukunftsziel gerichteten Wunsch. Sie sagte also abwehrend: „Ach was! 's wird dir nicht Ernst sein; zwei Köchinnen haben wir doch nicht nötig!“

„Aber für mich find' ich es nötig; so vieles hab' ich verlernt, und wenn du mal krank werden solltest, kann mir niemand mehr raten — und später . . .“ sie stockte in ihrer Rede und brach dann ab: „Kurz und gut, Mutti, ich möchte dir wieder alle Tage helfen.“

Frau Siegwart verstand ihre Tochter. Sie ahnte, wohin deren Wunsch zielte. Doch wollte sie, ihrem Versprechen gemäß, nicht an Margrets Geheimnis rühren. Diese würde ihr dann schon alles gestehen, wenn die Zeit dazu gekommen; gewiß sollte alles zu einer schönen, zu der schönsten Ueberraschung ihres Lebens werden. Warum mit unvorsichtigen Händen ein werdendes Glück betasten, in der Gefahr, es zu zerstören; nein, aus eigenen Kräften soll es frei zum Himmel wachsen. So gab sich Frau Siegwart zufrieden und nahm Margrets Zuversicht als das wahrste Zeichen eines reichen Glückversprechens.

Seit jenem ersten Ausflug war Margret jeden zweiten Tag mit Anton zusammengetroffen; meist hatten sie, von gutem Wetter begünstigt, einen größern oder kleinern Spaziergang unternommen. So war der Frühling vorübergegangen und der Sommer immer weiter vorgeschritten; die Tage stolzierten in blendendem Sonnenglanz dahin, und die lang andauernde Zeit der Dämmerung lockte zu erfrischenden Wanderungen; auf einer solchen wünschte Margret dem Geliebten eine Bitte vorzubringen, die ihr stetsfort im tiefsten Herzen bange

machte und die sie immer und immer wieder hinausgeschoben hatte. Nicht ihretwegen sollte die Frage gestellt, nur der Mutter zulieb, der Mutter zur Freude sollte sie vorgebracht und beantwortet werden. Sie war ja auch so leicht zu beantworten, mit einem einzigen Wort, mit einem Blick der Augen und einem Druck der Hand. Ja, — warum wohl hatte er nicht aus freien Stücken schon ihr dies Versprechen gegeben? Er mußte doch ahnen, wissen, daß er sie beseligen würde; sie glaubte ja so fest und treu an ihn . . . Wenn auch noch Jahre vergehen würden, bis sie ihm ganz gehören durfte: einerlei! Mit seinem Versprechen, daß sie die Seine bleiben sollte für's Leben, konnte sie alles ertragen und warten, so lange es das Schicksal gebot.

Ihm „ewig“ angehören, sein Wort besitzen, daß er niemals von ihr lassen werde, — das war es, was ihrem Glück zur Vollendung noch gebrach.

Warum er ihr dies Wort noch nicht gegeben?

O, sie wußte es gar wohl: weil seine Liebe zu ihr eben selbst schon das treueste Versprechen, seine Leidenschaft das heiligste Gelöbniß war. Nein, wahrhaftig, er hatte nicht nötig, Worte zu verlieren; konnte sie doch immer und immerfort bei jedem neuen Zusammentreffen aus seinen leuchtenden Augen lesen: Du bist mein und sollst es ewig bleiben!

Warum nur hätte sie so gerne dennoch einmal, ein einzig Mal nur den festen männlichen Treuspruch aus seinem Mund vernommen? Der Mutter wegen, gewiß! Und wie schön, wie lieb wäre es zudem, einen goldenen Gelöbnisring von ihm am Finger zu tragen, ein sichtbares, glänzendes Zeichen, daß eins dem andern sein Herz geschenkt! . . . Ja, heute will sie ihm ihren Wunsch verraten. Er hat sie lieb, wird sie verstehen und nicht glauben, sie mißtraue ihm. Mißtrauen? Margret mußte lachen, ob der Argumentation, die sie bis zu diesem Begriff geführt! Also hielt sie freudigen Mutes an ihrem Vorsatz fest und an der starken Hoffnung, ihren Wunsch erfüllt zu sehen.

— Die Sonne war untergegangen. Langsam stieg der silbern leuchtende Mond über die dämmerdunklen Hügelhänge empor, als Margret zur bestimmten Zeit am gewohnten Ort des Stellbicheins ankam. Sie wunderte sich und fühlte sich beängstigt, als Anton nirgends zu sehen war und ihr nicht wie sonst entgegenkam. Langsam schritt sie am Eingang der Ulmen-Allee auf und ab, zählte die dumpfen Schläge einer Turmuhr, die von der Stadt herübertönte, und schaute ununterbrochen nach ihm aus. Eine schwarze Gestalt tauchte in der Ferne auf . . . Es war ein Betrunkener, der taumelnd die Straße einherkam, bald vom Mondlicht hell beleuchtet, bald vom dunklen Schatten der Bäume verdeckt wurde. Margret fürchtete sich, sie wäre am liebsten geflohen; doch rasch fand sie den Mut wieder und hielt stand. Der Mann, anscheinend ein Arbeiter, ging an ihr vorbei, versuchte, so gut es gehen wollte, den Hut zu lüpfen, stotterte ein: „Guten A — abend!“ und setzte noch spöttisch hinzu: „Wartest auf'n Schatz —



**Hirtenkinder.**

Originalzeichnung von W. v. Debschitz in München.

kannst en von mir grüßen." Margret war empört, that jedoch, als ob sie nichts gehört hätte; nur wurde sie jetzt wirklich ungeduldig . . . Endlich nahte sich mit raschen Schritten eine andere Gestalt: es war Anton.

"Du — du armes Lieb; gelt, mußt' lang warten, thut mir furchtbar leid; aber 's ging nicht anders. Eben als ich auf dem Weg war, begegnete mir ein Freund, den ich lange nicht mehr gesehen; da hieß es schnell, eine Flasche zusammen trinken! Wenn ich ihm nicht klar gemacht und gesagt, daß ein Schatz auf mich wartet, er hätte mich nicht gehen lassen; aber weißt, sowas entschuldigt unter uns natürlich immer, Gottlob! — Bist mir auch nicht böse, Gretli?"

Margret hatte kaum Zeit den Worten zu folgen, mit solch atemloser Hast brachte Anton sie vor. Doch dann sagte sie mild: Wie könnte ich dir böse sein, nun bist du ja da!"

"Ja, nun bin ich da; und so bald laß ich dich diesmal auch nicht von mir gehen, mir ist, ich hätte dir so viel zu sagen! . . . Gelt, heut schlagen wir wieder einmal den Weg ein, den wir das erste Mal mit einander gegangen; ich muß ihn gehen, ich hab' eine wahnsinnige Sehnsucht darnach . . . du nicht auch?"

"Ich freue mich sehr," sagte Margret. Sie wunderte sich über den leidenschaftlich wilden Klang, der heute in seinen Worten, in seiner Stimme lag und der sie wie der süße Duft einer giftigen Blume betäubte.

Raschen Schrittes ging Anton jetzt vorwärts; da er aber bemerkte, daß Margret ihm nur mit Mühe zu

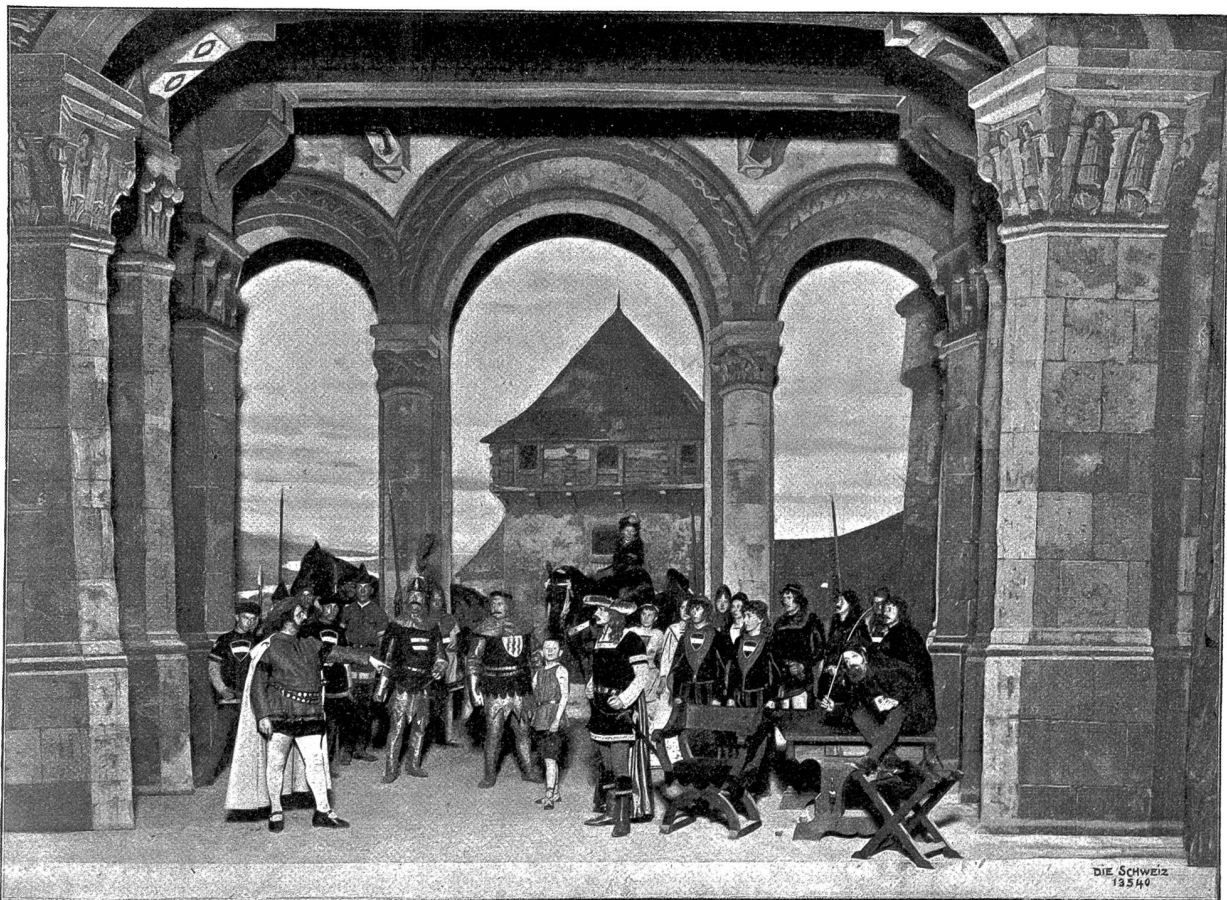
folgen vermochte, schob er seinen rechten Arm kurz entschlossen unter ihren linken und führte sie mit sich. Die unfeine Art berührte Margret zuerst befremdlich; doch fiel ihr ein, Anton komme eben vom Wein; so schob sie dessen aufregenden Wirkungen die Schuld an dem heute so heftigen Wesen ihres Geliebten zu.

In einer — wie Margret zuerst dünken wollte — übertriebenen Weise begann Anton sodann zu schwärmen: von der duftigen Sommernacht, vom Mond und von den Sternen, von ihren Augen und von tausend andern Dingen. Anfangs fühlte Margret sich denn auch eher unangenehm von all dem leidenschaftlich vorgetragenen Durcheinander berührt; ihre zustimmenden Antworten, die er herausforderte, klangen kalt und nüchtern.

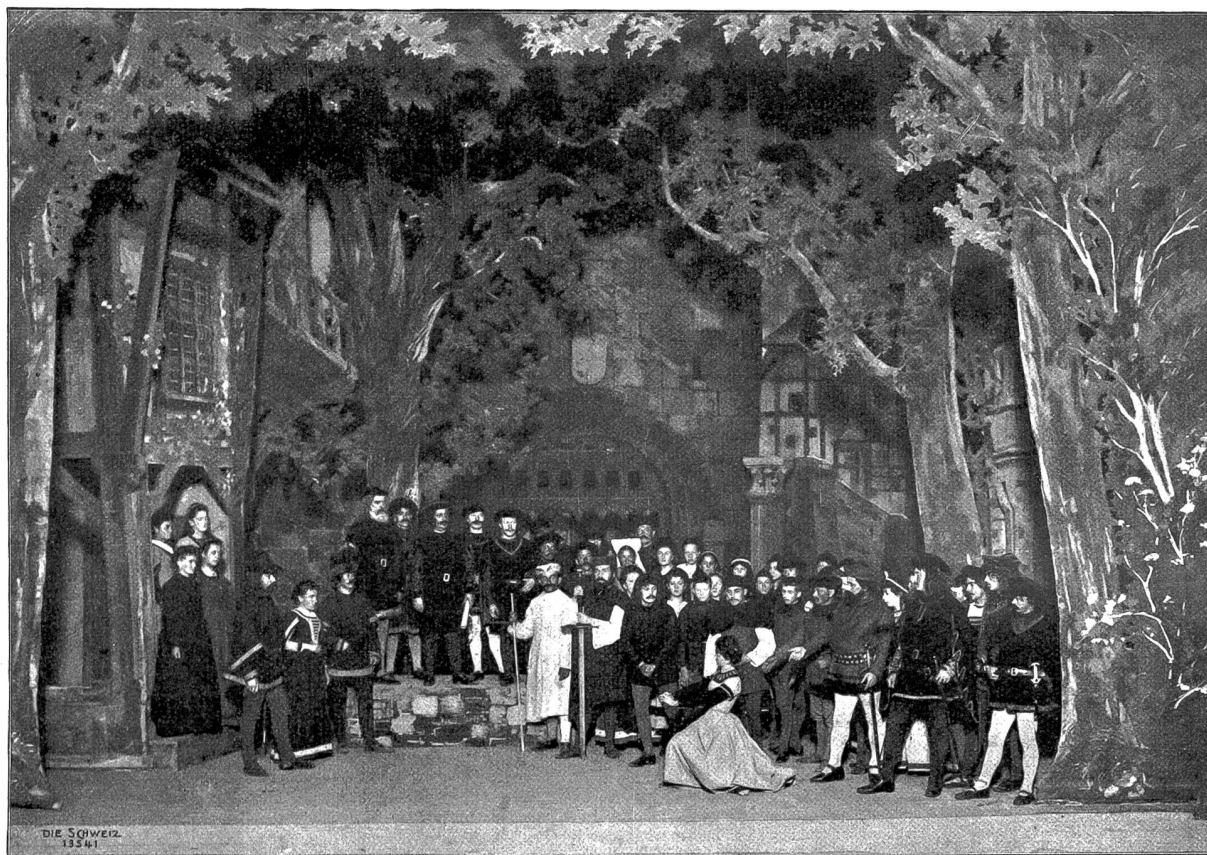
Doch bald wurde sie in den verworrenen Strudel mit hineingerissen und empfand nun selber überschwänglich. Und war denn diese Sommernacht nicht wirklich dazu angethan . . . mit den süßen Heubüsten, dem Grillen-gezirp, dem weithin strahlenden Mond- und Sternenglanz, dem seidenen Rauschen dunkler Wälder und fließender Wasser!

So schritten sie in jugendlicher Liebestrunkenheit neben einander her, denselben schönen Weg entlang, den sie vor vielen Wochen zusammen kennen gelernt.

Abermals erinnerte sich Margret unwillkürlich des Märchens vom kleinen Meerfräulein, nur daß sie diesmal ihre Gedanken nicht für sich behalten, sondern ihre Erinnerung dem Geliebten mitzuteilen wünschte. Also fragte sie ihn, ob er jene Geschichte auch kenne. Als



„Winkelried“ in Hochdorf: Herzog Leopold auf Schloß Stein zu Baden.



„Winkelried“ in Hochdorf: Urteilspruch vor dem Niederthor zu Luzern.

er gestand: „Mein, mein Schatz!“ — da fing sie gleich fröhlich an zu plaudern. Sie schilderte ihm das Schloß des Meerkönigs und erzählte von dessen sechs holden Töchterchen, unter denen die jüngste die schönste war und eine Haut hatte, so durchsichtig und fein, wie das Blatt einer Rose, und Augen, so tief und blau, wie die See. Sie erzählte ihm, welche eine Sehnsucht diese Jüngste gehabt, bis sie fünfzehn Jahre alt wurde, um dann auch, gleich den Schwestern, nach der Meeresoberfläche emporzutauchen und sich nach der Welt umschauen zu dürfen; wie sie an diesem Tag einem Prinzen das Leben rettete und ihn unendlich lieb gewann. Immer lieber wurden ihr von da an die Menschen, immer inniger wünschte sie unter ihnen zu wohnen, hundert Jahre ihres Lebens wollte sie hingeben für einen einzigen Tag eines Menschendaseins.

Von Sehnsucht geplagt, fragte das Prinzchen eines Tages die alte Großmutter, wie es denn möglich wäre, daß ein Meerfräulein auch des menschlichen Glückes teilhaftig werden könnte, und jene sagte ihr: „Nur, wenn ein Mensch dich mehr als Vater und Mutter liebte, wenn er nur für dich atmete und ein Priester seine rechte Hand in die deinige mit dem Gelöbniß ewiger Treue legte — nur dann flösse seine Seele in deinen Körper über, sodaß auch du teilhättest an dem Glück der Menschen. Er gibt dir dann seine Seele, ohne sie selbst zu verlieren.“

Da schwamm denn das kleine Meerfräulein zur Hexe, um sich von ihr anstatt der Fischflossen zwei

menschliche Beine geben zu lassen. Die Hexe warnte es noch und sagte, daß diese Verwandlung mit großen Schmerzen verbunden sei: wohl werde sie das schönste Menschenkind sein, das je gelebt, und in leichtem Gang mehr schweben als gehen, auch werde keine Tänzerin es ihr gleichmachen können; allein bei jedem Schritt würde es ihr sein, als träte sie auf scharfe Messer, und vor allem müßte sie ihre schöne Stimme opfern.

„Bedenke es auch,“ sagte die Hexe ferner, „hast du einmal eine menschliche Gestalt, so kannst du nicht wieder ein Meerfräulein werden, du kannst nicht mehr durchs Meer zu den Schwestern und dem Vater zurück; und gewinnst du des Prinzen Liebe nicht in dem Maß, daß er Vater und Mutter vergiftet und verläßt, dich Allen vorzieht und sich mit dir trauen läßt, so wird dir keine unsterbliche Seele zuteil. Beim Morgengrauen nach dem Tag, wo er sich mit einer andern vermählt, muß dein Herz brechen, und dein Leib wird zu Schaum auf dem Meer.“

Doch das Meerfräulein wagte alles.

Und Margret erzählte, wie nun der Prinz das stumme, Mensch gewordene Prinzchen eines Tages am Strand fand, sie zu sich in sein Schloß nahm und leidenschaftlich zu lieben begann; freilich — ohne daran zu denken, sie auch zur Königin zu erheben. Wohl fragten ihre Augen: „Liebst du mich nicht vor allen?“ und der Prinz antwortete: „Du bist mir die Liebste; denn dein Herz ist das beste,“ und er überschüttete sie mit tausend Liebesworten. Dennoch vermählte er sich nicht mit ihr,

sondern mit der reizenden Königstochter eines benachbarten Reiches, sodaß ihr nur die Wahl blieb, den Prinzen mit einem, ihr von den Meereschwestern dargebrachten Messer zu töten, um sich zu retten, oder selbst zu sterben und zu Schaum zu vergehen. Den geliebten Prinzen zu töten, das brachte sie nicht übers Herz, und wie sie ihn eines Abends neben seiner Gemahlin im Zelt ruhen sah, schleuderte sie das Messer weit von sich, hinaus in die purpurnen Fluten, die aussprühten an der Stelle, wo es unterlief: daß es war, als perlten Bluttröpfchen aus dem Wasser auf. Brechenden Auges schaute das Meerfräulein noch einmal nach dem Prinzen, stürzte sich vom Schiff ins Meer und fühlte, wie ihr Körper dahinschwand und sich in Schaum verwandelte.

Margret hatte sich unwillkürlich in heißen Eifer hineingeredet, ihre Wangen glühten, ihre Augen staunten weit geöffnet ins Ungewisse. Wie ein greller Blitz die Nacht erleuchtet, wurde ihr plötzlich die tiefe Symbolik dieses Märchens klar; ein schneidender Schmerz der Angst durchfuhr ihre Brust bei dem Gedanken: Wenn es mir erginge wie dem armen Meerprinzgeßchen? Sie konnte nicht mehr an sich halten; kaum gedacht, entsprang die Frage in zitternden Lauten dem Mund: „Sag, Liebster, bin ich etwa auch ein kleines Meerfräulein?“

„Wieso, warum meinst du? . . . Ich liebe dich gewiß so sehr wie der Prinz seine Lebensretterin . . .“

„D — nicht das; das weiß ich wohl . . . aber —“ und nun kamen ihre Worte langsam, leise, wie in banger Schüchternheit: „Ob du mich niemals verlassen

wirft und . . . thun, was das arme Meerfräulein umsonst vom Prinzen erhoffte?“

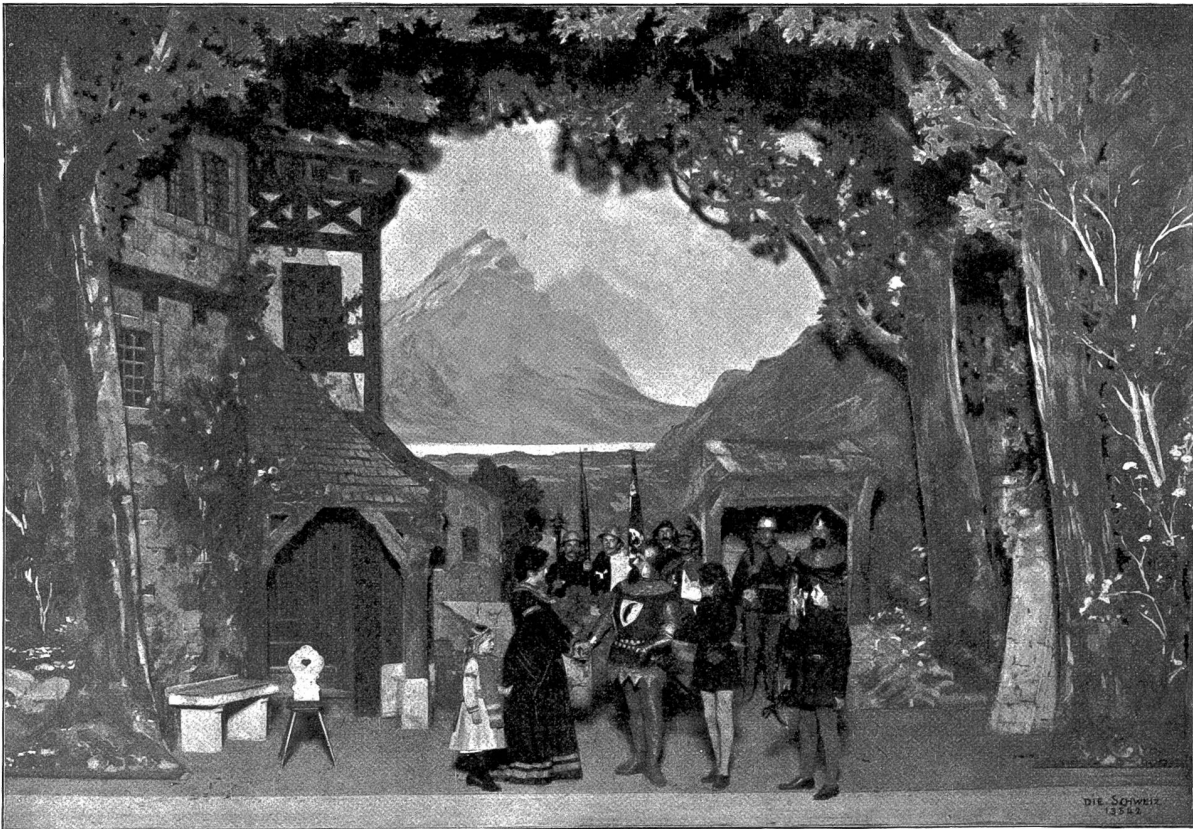
„D du mein Schatz, mein Märchen,“ rief Anton jetzt laut. „Guck, eben sind wir da angelangt, wo ich von dir den ersten Kuß bekam — hier — hier und hier, da hast du meine Antwort, du thöricht Schatzlein!“ und Anton zog Margret fest an sich und küßte ihr den Mund. Letztere glaubte ihn verstanden zu haben und sagte nun traulich: „Weißt du auch, was mich am innigsten erfreuen würde, was ich mir sehnlich wünsche, schon meiner guten Mutter zulieb?“

Er schüttelte das Haupt. „Nicht?“ lächelte Margret wehmütig; dann aber hielt sie den Ringfinger seiner Linken empor und beschrieb um diesen mit ihrem Zeigefinger einen kleinen Kreis.

Anton lachte und spottete: „Ei, mein eitler Herzensschatz! . . . Doch wer weiß, was nicht alles noch werden kann . . .“ und damit zog er Margret von neuem an sich und küßte sie auf die Stirn, Augen und Mund, daß ihr fast schwindlig wurde.

Sie schämte sich jetzt beinahe, ihren Herzenswunsch mit Worten verraten zu haben, die ihm leicht als der Ausdruck des Zweifels hätten erscheinen können; auch fürchtete sie, dem Geliebten eine Ueberraschung, die er sicher schon vorbereitet hatte, verdorben und ihm sein Versprechen vorweggenommen zu haben. Denn, daß er denselben Gedanken gehegt hatte, wie sie, daran zweifelte sie nach seiner fröhlichen Antwort und den Liebkosungen nicht mehr; genügt dem starken Wunsch doch oft nur ein leises Hoffen, um sich schon erfüllt zu sehen.

(Fortsetzung folgt).



„Winkelried“ in Hochdorf: Winkelrieds Abschied in Stans.